

## 2.1. Der Begriff „Typus“ und seine Geschichte

- (1) Der Begriff „Typus“ und seine Geschichte nach Meyer-Abich
- (2) Der dynamische Typus bei Goethe und Alexander von Humboldt
- (3) Das Vorkommen des Begriffs „Typus“ in *Grundzüge*

Nach Helmut Gipper stand beim Begriff „Sprachtypus“ aller Wahrscheinlichkeit Goethe Pate.<sup>1</sup> Das nimmt auch Müller Sievers an.<sup>2</sup> Gipper zitiert dazu Goethe:

So benutzte ich die viele Zeit, bis im Jahre 1795 [sic!] die Gebrüder Humboldt, die mir schon oft als Dioskuren auf meinem Lebenswege geleuchtet, einen längeren Aufenthalt in Jena beliebten. Auch bei dieser Gelegenheit strömte der Mund über, wovon das Herz voll war, und ich trug die Angelegenheit meines Typus so oft und zudringlich vor, daß man beinahe ungeduldig zuletzt, verlangte, ich solle das in Schriften verfassen, was mir in Geist, Sinn und Gedächtnis so lebendig vorschwebte.<sup>3</sup>

Das Zitat belegt regen Gedankenaustausch aus dem Jahr 1794/95<sup>4</sup>. Humboldts *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus* wurden 30 Jahre später verfasst. Zu dieser Zeit war Goethe aber vom Begriff des Typus lange abgekommen. Trotzdem besticht der Vergleich mit Goethe. Das zeigt eine kurze Rekapitulation von Goethes Denkweg. Der Begriff des Typus war für den Naturforscher Goethe in den Achtziger Jahren von Bedeutung:

Ich hatte mich indessen ganz der Knochenlehre gewidmet; [...] Hierbei fühlte ich bald die Notwendigkeit einen Typus aufzustellen, an welchem alle Säugetiere nach Übereinstimmung und Verschiedenheit zu prüfen wären, und wie ich früher die Urpflanze aufgesucht, so trachtete ich nunmehr das Urtier zu finden, das heißt denn doch zuletzt: den Begriff, die Idee des Tiers.<sup>5</sup>

Diese Stelle belegt, dass das Suchen nach einem Typus Platonischem Denken folgt. Dieser Meinung ist auch Meyer-Abich, der die Vollendung dieses Denkens Wilhelm von Humboldts Bruder zuschreibt. Bevor der Denkweg Goethes deshalb weiter rekapituliert wird, sei hier Meyer-Abichs Arbeit *Die Vollendung der Morphologie Goethes durch Alexander von Humboldt* etwas ausführlicher referiert. Aus zwei Gründen: Einmal weil sie eine Begriffsgeschichte des Terminus „Typus“ enthält und dadurch Goethes Position besser einzuordnen ist. Zum anderen weil Wilhelm von Humboldt nicht nur mit Goethe intensiven Gedankenaustausch pflegte, sondern auch mit seinem Bruder Alexander, ja mit diesem weitaus mehr als mit Goethe.

---

<sup>1</sup> Wilhelm von Humboldt und die amerikanischen Sprachen 1994, S. 285

<sup>2</sup> Müller Sievers 1993, S. 105-111

<sup>3</sup> zitiert nach Gipper in: Wilhelm von Humboldt und die amerikanischen Sprachen 1994, S. 285

<sup>4</sup> Gipper, nach dem Goethe hier zitiert wurde, wies nach, dass Goethe sich bei der Jahresangabe irrte. Es muss im Zitat „1794“ und nicht „1795“ heißen. Daher rührt die eckige Klammer hinter der Jahreszahl im Zitat. Sie wurde von Gipper eingefügt, um auf Goethes Irrtum hinzuweisen.

<sup>5</sup> Goethe 1947 ff. I/9 S.13. Cf. die von Müller-Sievers 1993 S. 106 Anm. 40 erwähnte Studie von Bräuning-Oktavio *Vom Zwischenkieferknochen zur Idee des Typus*. Nova Acta Leopoldina Bd. 18, Nr. 126

(1) Der Begriff des Typus und seine Geschichte nach Meyer-Abich: Die Griechen fragten nach dem, was bei allem Werden und Vergehen bleibt (8.2.). Eine Antwort darauf war die Vision des Parmenides vom ungewordenen, unzerstör- und unteilbaren, unbewegten, ewigen, einen Seienden.<sup>6</sup> Diese Lehre aber war mit dem Problem erkaufte, warum gibt es nicht nur die Welt des einen unveränderlichen Göttlichen, sondern auch noch die Welt des Wandels. Eine Möglichkeit diese Lehre zu retten, war die Bewegung generell zu leugnen. Von daher und nur von daher lassen sich nach Meyer-Abich die Bewegungsparadoxien des Parmenidesschülers Zenon verstehen (8.2.).<sup>7</sup>

Die Ideenlehre Platons schließt nun an Parmenides an. Platon aber, das spricht für die Redlichkeit seines Denkens, stellt sich in seinen Spätdialogen in vielfältiger Weise dem Problem, warum es nicht nur die Welt der Ideen, sondern auch noch die der *doxa*, der Erscheinungen und des Wandels gibt. Nicht von ungefähr führt einer der Spätdialoge den Titel *Parmenides*, ein Dialog, in dem auch Zenon auftritt.<sup>8</sup> Letztlich aber bleibt das Denken der Antike laut Meyer-Abich immer statisch.<sup>9</sup>

Ihr statisches Denken [das der Antike, das auch das gesamte Mittelalter beherrschte] [...] war so allbeherrschend [...], daß selbst Archimedes, dessen Physik am ersten die Möglichkeit bot, in das dynamische Denken der modernen Physik hinüberzugleiten, sich ihm nicht entziehen konnte. Seine Mechanik blieb Statik, das ihre Bewegung regierende Prinzip war dasjenige der "statischen Momente". Es gab nur darauf Antwort, wann bei den "Bewegungen" seiner Maschinen das *Gleichgewicht* hergestellt war, wann also endlich und endgültig wieder die platonische Ruhe aller Dinge eingeleitet war.<sup>10</sup>

Das statische Denken der Antike erkennt man nach Meyer-Abich vor allem an der Euklidischen Geometrie:

Als metaphysisches Erkenntnisideal hat die Ideenlehre Platons [...] für die Erforschung des Raumes die Aufgabe gestellt: Suchet in den sich ständig wandelnden räumlichen Erscheinungen nach den Ideen, die ihnen als ihre sich ewig gleichbleibenden Urbilder zugrunde liegen. Das großartigste Ergebnis solcher Ideenforschung war in der Antike die "Euklidische Geometrie".<sup>11</sup>

Jede Figur der Euklidischen Geometrie, der Kreis z. B., ist als idealer Gegenstand nichts anderes als die platonische Idee aller in der Welt der Erscheinungen existierenden und möglichen physischen Kreise. Als Idee ist der Kreis - wie alle platonischen Ideen - einmalig, unveränderlich und ewig sich selbst gleich, also eine statische und finite Qualität des idealen Raumes. Dagegen

---

<sup>6</sup> DK 28 B, 19ff.

<sup>7</sup> Meyer-Abich 1970, S. 33

<sup>8</sup> Als weitere Dialoge müssen in diesem Zusammenhang *Theaitetos* und der am *Theaitetos* direkt anknüpfende *Sophistes* und schließlich *Timaios* genannt werden.

<sup>9</sup> Bezeichnenderweise findet der Antipode von Parmenides, nämlich Heraklit bei Meyer-Abich nur einmal Erwähnung und dann nur als die berühmte Ausnahme, die die Regel bestätigt (Meyer-Abich 1970, S. 34). Aber auch für Heraklit kann man annehmen, dass für ihn, wie Meyer Abich 1970, S. 34 sagt, der Kosmos abgeschlossen und nicht unendlich war. Unendliche Bewegung war in der antiken Welt nur als Kreisbewegung denkbar, also letztlich als eine »ewige Wiederkehr des Gleichen« (Meyer-Abich 1970, S. 34). Der Gedanke einer unendlichen Welt, der erst den einer ewigen unendlichen Bewegung und Veränderung möglich macht, wurde erstmals von Nikolaus von Kues gedacht. All das meint wie gesagt nicht, dass Bewegung in der Antike nicht ernsthaft bedacht wurde. Das hieße nicht nur Heraklit, sondern auch Platons *Sophistes* unterschlagen, in dem die Bewegung zu den fünf großen Aussagegattungen (250 a ff.) zählt, und es hieße den Aristoteles der *Physik* unterschlagen. Aber so sehr Aristoteles in der *Physik* auch *kinesis* (Bewegung) und *metabolé* (Wandel, Veränderung, Umgestaltung) bedenkt, so nimmt er letztlich ein unbewegt Bewegendes an: *Physik* (III) 201 a 25 ff. cf. met.(XII) 1071 b 31 ff. Als Simplifikation darf man Meyer-Abichs Dictum vom statischen Denken der Antike wohl stehen lassen.

<sup>10</sup> Meyer-Abich 1970, S. 27/28, siehe auch S. 33

<sup>11</sup> Meyer-Abich 1970, S. 26/27

sind alle voneinander und vom idealen Kreis, den sie grundsätzlich niemals vollendet darstellen können, mehr oder weniger verschieden.<sup>12</sup>

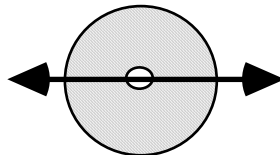
Im Anschluss daran bringt Meyer-Abich die platonische Idee mit der aristotelischen Entelechie zusammen:

Wenn [...] die *Ideen* aus dem Himmel der platonischen Ideale auf die Erde und in die Organismen als deren gestaltende Kraft und Energien herabgeholt werden, dann verwandeln sie sich in aristotelische Entelechien.<sup>13</sup>

Wo hat aber der Begriff des Typus seinen Platz? Nach Meyer-Abich »beim Übergang von der Philosophie zur Wissenschaft«<sup>14</sup>, die die Erscheinungen des also Gestalteten zu studieren und zu ordnen hat. »[...] in der Welt der Erscheinungen [aber gibt] es nicht zwei Erscheinungen [...], die miteinander in allen ihren Merkmalen identisch sind, [...]«<sup>15</sup> Andererseits gibt es aber »unendliche Mengen von Erscheinungen«, die sich »zu wohl unterscheidbaren Gruppen zusammenschließen«<sup>16</sup> lassen.

Da aber alle Erscheinungen derselben Gruppe voneinander mehr oder weniger variieren, wenn auch natürlich nur so weit, daß die Gruppenzugehörigkeit bei keiner von ihnen in Frage gestellt wird, so kann die Gruppe als solche nicht durch eine beliebig ausgewählte Einzelercheinung der Gruppe definiert werden. Der logische Operator definiert nur, was wir seit Aristoteles den Typus der Gruppe nennen, der selbst nicht realiter unter den Erscheinungen seiner Gruppe vorkommt, an dem aber alle ihr angehörigen realen Erscheinungen in platonischem Sinne "teilhaben". Der *Typus*, der also stets eine ideale Konstruktion ist, ist sozusagen die platonische Idee der Gruppe.<sup>17</sup>

Den antiken Typusbegriff definiert Meyer-Abich gemäß seiner Auffassung der Antike als statisch, dem er den dynamischen Typusbegriff der Moderne entgegenstellt. Den statischen Typus der Antike bringt er in folgendes Schema:



Der kleine Kreis im Zentrum markiert den idealen, in der Natur nicht existierenden Typus irgendeiner taxonomischen Kategorie. Die einzelnen Punkte symbolisieren die realiter existierenden Formen der Gruppe, die alle an ihrem Idealtyp im platonischen Sinne "teilhaben". Je näher sie dem Zentralkreis liegen, um so ähnlicher sind sie dem Idealtyp, je mehr sie sich der

---

<sup>12</sup> Meyer-Abich 1970, S. 26

<sup>13</sup> Meyer-Abich 1970, S. 27, vgl. auch S. 25: »[...] in Platons Philosophie [stehen sich] "Idee" und "Erscheinung" antagonistisch als dialektische Antithese gegenüber, für die es in Platons Welt keine echte Synthese geben konnte. Umso nachhaltiger bildete die Synthese zwischen Idee und Erscheinung aber das metaphysische Grundproblem für den größten und kongenialsten seiner Schüler: Aristoteles. Und er hat diese Synthese in großartiger Weise zustande gebracht: Die Entelechie ist die Synthese von Idee und Erscheinung. Platon bedurfte ihrer nicht; denn er war Mathematiker und konnte im Bereich der idealen Gegenstände bleiben: Euklidische Geometrie wurde so zum Forschungsbereich und vollendeten Ergebnis der Platonischen Akademie. Aristoteles aber war "Physiker" (Naturforscher) und mußte daher die Idee in den Dingen der Natur, den Kristallen, Pflanzen und Tieren etablieren. Als Entelechie lebt also die Platonische Idee im Vitalismus der Biologie weiter und schuf damit das Erkenntnisideal aller Morphologie bis heute.«

<sup>14</sup> Meyer-Abich 1970, S. 31

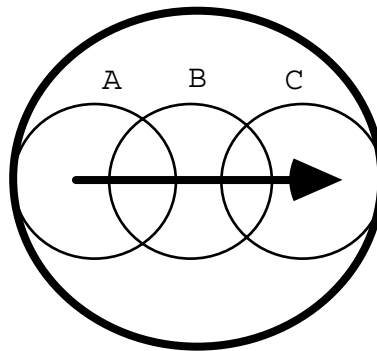
<sup>15</sup> Meyer-Abich 1970, S. 31

<sup>16</sup> Meyer-Abich 1970, S. 31

<sup>17</sup> Meyer-Abich 1970, S. 31,32

Peripherie nähern, um so verwaschener ist ihre Ähnlichkeit mit dem Idealtyp. Aber sie haben beide gemeinsam, daß sie morphologisch nur durch ihre Zugehörigkeit zur Gruppe, also durch ihren Idealtypus definiert sind.<sup>18</sup>

Während die Formen, die einem solchem Typus zugeordnet werden, »nach der statischen Lehre der Antike zu keinem anderen Gruppenkreis gehören können,«<sup>19</sup> kann dies bei einem dynamischen Typus sehr wohl der Fall sein. Meyer-Abich gibt dafür folgendes Schema:



Meyer Abichs Erklärung dazu lautet:

A geht kontinuierlich in B, B in C über. Die Endformen von A sind eo ipso die Anfangsformen von B, und die Endformen von B sind ebenso die Anfangsformen von C. Der ihnen gemeinsam übergeordnete Typus ist ein *dynamischer*, noch in Entfaltungsbewegung begriffener Typus, der nicht durch einen Punkt wie die statischen Typen, sondern nur durch einen Pfeil, der eine Bewegungsrichtung markiert, symbolisiert werden kann.<sup>20</sup>

**(2)** Meyer-Abich schreibt nun die Entdeckung des dynamischen Typus wiederholt Goethe zu<sup>21</sup> und dessen konsequentes Durchdenken Alexander von Humboldt. Aber sowohl bei Goethe als auch bei Alexander von Humboldt findet sich dieser Begriff nicht. Jedenfalls bleibt Meyer-Abich entsprechende Belege schuldig. Er liest nur seine Auffassung eines dynamischen Typus in Texte der beiden Genannten hinein.

Dies ist nicht grundsätzlich zu kritisieren. Bei Alexander von Humboldt ist teilweise gar nichts anderes möglich, da von ihm außer der Erzählung *Die Lebenskraft oder der rhodische Genius*, die er 1795 in Schillers Horen veröffentlichte, so gut wie keine theoretischen Äußerungen vorliegen. Die genannte Erzählung weist Alexander von Humboldt als Anhänger des Vitalismus aus. Eine Anschauung, die er später nicht unbedingt aufgibt, aber korrigiert und differenziert. Nach Meyer Abich trat er nicht zu den Mechanisten über, sondern vertrat einen von der Naturphilosophie Schellings inspirierten Holismus. Ein Begriff, der bekanntlich auch sehr eng mit dem Namen Meyer-Abichs verbunden ist. Hier besteht zweifellos Klärungsbedarf. Auch Müller-Sievers' äußerst aufschlussreiche und bereits 1.4. erwähnte Arbeit *Epigenesis: Naturphilosophie im Sprachdenken Wilhelms von Humboldts*<sup>22</sup> verlässt einen an

---

<sup>18</sup> Meyer-Abich 1970, S. 35

<sup>19</sup> Meyer-Abich 1970, S. 35

<sup>20</sup> Meyer-Abich 1970, S. 39

<sup>21</sup> Meyer-Abich 1970, S. 28, 71

<sup>22</sup> Müller-Sievers 1993

diesem Punkt. Müller-Sievers erwähnt zwar eingangs, dass beide Brüder in Jena anatomische Studien betrieben, worin der ältere den jüngeren sogar an Eifer übertroffen habe (1.4.), dass aber der berühmte Bruder und Naturforscher, der zeitlebens einen äußerst innigen Kontakt mit seinem Bruder pflegte und über dessen Tod hinaus sich ihm eng verbunden fühlte, indem er seine Werke herausgab, dass dieser Bruder irgendeinen Einfluss auf dessen Denken genommen haben könnte, dazu finden sich bei Müller-Sievers keinerlei Überlegungen. Aber auch bei dieser Untersuchung, die Wilhelm von Humboldts Sprachsinne zum Gegenstand hat, muss es mit den letzten Bemerkungen und den Hinweis auf 1.5. Anm. 24 in dieser Sache sein Bewenden haben.

Was Goethe anbelangt, so kann man Konkreteres angeben. Wie für Alexander von Humboldt wurde auch für Goethe später die Naturphilosophie Schellings von größter Bedeutung.<sup>23</sup> Nach Hartmut Schönherr gilt die spätere theoretische Anstrengung Goethes »eindeutig dem genetischen Moment des Naturprozesses vor dem gestalthaften [...]«<sup>24</sup> Das deckt sich mit Meyer-Abichs Interpretation, freilich mit dem Unterschied, dass Goethe bei der neuen Perspektive auf die gestalterische Kraft den Begriff Typus mehr und mehr aufgibt. Die neue Perspektive resultierte ja daraus, dass der typologische Ansatz zu keiner befriedigenden Lösung geführt hatte. Ein dynamischer Typus wäre von daher einer *Contradictio in adjecto* gleichgekommen. Vermutlich schon im Sommer 1788 hatte Goethe notiert, dass

der Typus, welcher ihr [der Natur] von der ewigen Notwendigkeit vorgeschrieben ist ein solcher Proteus ist daß er einem schärfsten vergleichenden Sinne entwischt und kaum teilweise und doch nur immer gleichsam in Widersprüchen ghascht werden kann.<sup>25</sup>

Dies muss sich mit dem Zitat von Gipper nicht widersprechen. Der rege Austausch zwischen Goethe und den Brüdern Humboldt in den Jahren 1794/95 mag seinen Grund gerade darin gehabt haben, dass der Begriff Typus keineswegs die Lösung aller Probleme darstellte, eine Alternative sich aber auch nicht anbot.<sup>26</sup> Das würde auch erklären, warum Humboldt Jahrzehnte später trotzdem auf ihn zurückgreift. Aber auch auf dem Gebiet der Sprachen tauchen dieselben Schwierigkeiten auf wie auf dem Gebiet der Morphologie in den Naturwissenschaften. Der Begriff „Typus“, wörtlich das „Gepräge“, ist sehr statisch gefasst und erwies sich aus diesem Grund für die energetische Sprachauffassung, für die sich bereits im Entwurf zu *Grundzüge* Vorformulierung finden, nicht sonderlich brauchbar. Auf den ersten Seiten des Entwurfs liest man:

Ueberhaupt muss man sich wohl hüten, die Vergleichung des Sprachsystems mit Natursystemen weiter zu führen, als der Gegenstand es erlaubt. Eine Sprache kann nicht, wie ein Naturkörper, zerlegt werden, sie ist, auch nicht einmal in der durch sie gegebenen Masse von Wörtern und

---

<sup>23</sup> Cf. Schönherr 1993, S. 125-127. Wilhelm von Humboldt schätzte im Übrigen Schelling ebenfalls (cf. Spranger 1908b) und könnte in diesem Punkt in die ein oder andere Richtung auch die Funktion der vermittelnden Tätigkeit ausgeübt haben. Von Schelling ist meist in puncto Metaphysik die Rede: »Sagen Sie ja Goethe, daß mich die metaphysischen Ideen wie ein Gespenst verfolgen, ich habe keine Zeile der Art bei mir, aber ich sehne mich nach Schellingschen Büchern [...]« (an Schiller aus Rom am 30. April 1803 = Humboldt 1962, Bd. 2, S. 239 sowie Humboldt 1986, S. 379) und der Brief an Brinkmann vom 22. Oktober 1803 = Humboldt 1939, S. 155 sowie Humboldt 1986, S. 395.

<sup>24</sup> Schönherr 1993, S. 101

<sup>25</sup> Goethe 1947 ff. I/10 S. 50

<sup>26</sup> Was Goethe zu dieser Zeit schriftlich niederlegte, muss nicht die ganze Diskussion widerspiegeln.

Regeln, ein daliegender Stoff, sondern eine Verrichtung, ein geistiger Process, wie das Leben ein körperlicher. Nichts, was sich auf sie bezieht, kann mit anatomischer, sondern nur mit physiologischer Behandlung verglichen werden, nichts in ihr ist statisch, alles dynamisch.<sup>27</sup>

Hier ist Humboldts Methode, wie sie 1.5. am Beispiel der Akademierede *Über die Aufgabe des Geschichtschreibers* dargestellt wurde, in naturwissenschaftlicher Terminologie gegeben. Müller-Sievers zitiert die Parallele zu dieser Stelle aus *Verschiedenheiten*<sup>28</sup> und meint:

Ein solcher Nachdruck auf der energetischen als der eigentlichen Untersuchung der Sprache, auf der Analyse ihres bildenden Verfahrens anstelle einer Bestandsaufnahme ihrer Bildungen, erfordert gleichermaßen Überlegungen zur Klassifikation der sprachlichen Phänomene. [...] Es ist der Begriff des *Typus*, den Humboldt, [...] in enger Anbindung an Goethe, zur Lösung dieser Schwierigkeit des Sprachstudiums verwendet.<sup>29</sup>

Nach Müller-Sievers fungiert „Typus“ für Goethe und Humboldt »als Grenzbegriff, an dem sich eine Ordnung und Genealogie im Reich des Organischen ablesen läßt.«<sup>30</sup> Des Weiteren unterscheidet Müller-Sievers zwischen Phäno- und Genotypen und einem Archetypus, dem die erstgenannten untergeordnet sind.<sup>31</sup> So erhellend diese Differenzierungen auch für den Sachverhalt, um den es geht, sind, sie finden sich so bei Humboldt nicht. „Typus“ kommt bei ihm nur im Singular vor und auch er fasst diesen Begriff unbewusst oder bewusst nur statisch, das zeigt die Metapher, die er V,467 benutzt: »Der Urtypus ruht im Geist.« Aber

(3) die Stellen, an denen der Begriff Typus in *Grundzüge* vorkommt, in der Übersicht:

V,373 (2x)	Allgemeinheit des <b>Typus</b> <sup>32</sup> – den allgemeinen <b>Typus</b> individualisieren
V,381	<b>Urtypus</b> der Sprache [damit ist die Dialogizität der Sprache gemeint]
V,403	Sanskritia Alphabet, dessen <b>Typus</b> sich über [...] Sprachen [...] von Süd-Asien verbreitet hat
V,449 (2x)	<b>Typus</b> der [grammatischen] Construction (2x)
V,460/461(2x)	wie der Künstler einen Typus der menschlichen Gestalt [...] in sich trägt, so lebt, selbst unbewusst, ein Typus der grammatischen Redefügung in dem von dem Wesen der Sprache Durchdrungenen, und durch die Sprache Begeisterten
V,462	muss die als <b>Typus</b> im Verstande des Redenden ruhende, oder genauer die als Sprachgesetz in ihm wirkende Grammatik von der in der Sprache liegenden unterschieden werden
V,467 (2x)	da jede Sprache ihren Periodenbau besitzt, dessen Form, als <b>Urtypus</b> , in dem Geiste ruht – Allein, ohne wahre grammatische Formen in der Sprache selbst, ist dieser formale <b>Typus</b> nicht rein vom Stoffe geschieden

<sup>27</sup> V,369 Grundzüge

<sup>28</sup> VI,146 Die Stelle aus *Verschiedenheiten* ist griffiger. In ihr sind Sätze von den Seiten V,373 und V,369 aus *Grundzüge* zusammengezogen. Siehe auch die Vorformulierung VII,633 aus *Über Sprachverwandtschaft*, die in 1.4. zitiert wurde.

<sup>29</sup> Müller-Sievers 1993, S. 105/106

<sup>30</sup> Müller-Sievers 1993, S. 107

<sup>31</sup> Müller-Sievers 1993, S. 110/111

<sup>32</sup> Fettsetzung in dieser Liste R. R.

V,468 (2x)	Ich bin weit entfernt, der Sprache eine unbedingte Herrschaft über das sie im Geiste bildende Vermögen zuzuschreiben, sie, wie sie dem Menschen von aussen zukommt, / (V,468) als die Ursach ihres <b>Typus</b> im Inneren anzusehen. Die ganze Folge dieser Untersuchungen aber zeigt, dass die Sprache, wenn gleich dem ersten Anstosse nach vom Geiste gegeben und von innen hervorgehend, immer wieder selbst zeugt, wie sie erzeugt wird, dass Wirkung und Rückwirkung immer in ihr energisch verbunden sind, und dass auch ausserdem die einmal, unabhängig vom Individuum geformte sich diesem, als eine fremde und äussere Macht aufdringt. Unläugbar ist es nun, dass auch die feinsten Abstufungen der grammatischen Formen, insofern sie sich nur auf richtigem philosophischem Wege aus den allgemeineren Gesetzen des Denkens ableiten lassen, in dem allen Menschen beiwohnenden <b>Urtypus</b> der Sprache liegen
V,474	bezieht sich als Paragraphentitel auf V,449

Der Begriff „Typus“ kommt in *Grundzüge* in der Überschrift und sonst nicht allzu oft vor. In den weiteren Entwürfen zur Einleitung in das Werk über die Kawi-Sprache auf der Insel Java verliert er sich immer mehr. Hätte Müller-Sievers auf der Ebene jeweils einer Humboldtschrift gedacht, hätte er das bemerkt und auf seine Ausdifferenzierung der verschiedenen Typen wohl verzichtet. Humboldt kennt nur den Typus, den Müller-Sievers „Archetypus“ nennt. Diesen Begriff verwendet Humboldt

im Sinne von 'Urbild', 'Grundform' – nicht im gebräuchlichen linguistischen Verständnis (zur Klassifikation von Einzelsprachen nach bestimmten ‚typischen‘ Merkmalen) [...].

So scharfsinnig Scharf 1994, S.164. Scharf sieht im Sprachtypus ein »eigenwilliges Äquivalenzkonzept zum Sprachverfahren der „Kawi-Einleitung“«, das Humboldt aber »wegen seiner offensichtlichen Mißverständlichkeit in den Spätschriften schließlich nicht mehr aufgenommen hat!«<sup>33</sup> Scharf spricht von Spätschriften. Seine Aussage trifft nach dem Stellenbefund aber nur auf die *Kawi-Einleitung* zu, da Typus sowohl in *Verschiedenheiten* wie *Vom grammatischen Baue der Sprache* fast ebenso oft vorkommt wie in *Grundzüge*. Da er dort aber nicht mehr Teil der Titel von diesen Schriften ist, kann er freilich auch dort schon nicht mehr als programmatischer, die Überlegung leitender Begriff genommen werden. In der *Kawi-Einleitung* verschwindet er vollends, bis auf eine Ausnahme. Die Stelle VII,149, an der der Begriff „Typus“ in der *Kawi-Einleitung* auftaucht, ist nicht einfach zu verstehen, soll aber hier als vorläufiger Abschluss zu den Überlegungen genauer vorgestellt werden. Aus zwei Gründen:

- a) Humboldt kommt an ihr auf das Mexicanische zu sprechen, zu dem er eine ausführliche Grammatik verfasste, welche eine zentrale Rolle in dem spielt, »was man Humboldts amerikanisches Programm nennen kann.«<sup>34</sup>
- b) Da Humboldt scheinbar hier doch nicht auf den Begriff „Typus“ verzichten kann, kommt der Stelle außerordentliche Bedeutung zu.

Die Mexicanische Satzbildung, heißt es dort, habe »von jenen Urbildungen nur den allgemeinen Typus beibehalten«. Zwei Seiten vorher stellt Humboldt die Satzbildung im Mexicanischen dar. Damit meint er nicht das Spanisch, das in Mexiko gesprochen wird, sondern das Nahuatl, eine noch heute

<sup>33</sup> Scharf 1994, S. 163

<sup>34</sup> Manfred Ringmacher in Humboldt 1994, S. 1

gesprochene Sprache aus der aztekischen Zeit, für die er wie gesagt eine ausführliche Grammatik ausarbeitete.<sup>35</sup> Im Anschluss an die Darstellung des Satzbildungsverfahrens dieser Sprache, das nach der von ihm sogenannten Einverleibungsmethode geschieht, wagt er, »in die Uranfänge der Sprache hinabzusteigen«. <sup>36</sup> Er scheint es zu wagen und doch nicht zu wagen. Vor der hier zur Diskussion stehenden Stelle schreibt er:

Man darf mich darum nicht so misverstehen, als schiene mir deshalb der Mexicanische Sprachbau jenen Uranfängen näher zu liegen. Die Anwendung von Zeitbegriffen auf die Entwicklung einer so ganz im Gebiete der nicht zu berechnenden ursprünglichen Seelenvermögen liegenden menschlichen Eigenthümlichkeit, als die Sprache, hat immer etwas sehr Misliches. Offenbar ist auch die Mexicanische Satzbildung schon eine sehr kunstvoll und oft bearbeitete Zusammenfügung, die von jenen Urbildungen nur den allgemeinen Typus beibehalten hat [...].<sup>37</sup>

Was sind jene Urbildungen? Die Stelle sei in voller Länge gegeben, da eine Kürzung sie unverständlich machen würde. Die Stelle zeigt, wie akribisch genau Humboldt am Detail denkt.

Denkt man sich, wie es doch das Natürlichste ist, die Sprachbildung successiv, so muss man ihr, wie allem Entstehen in der Natur, ein Evolutionssystem unterlegen. Das sich im Laut äussernde Gefühl enthält Alles im Keime, im Laute selbst aber ist nicht Alles zugleich sichtbar. Nur wie das Gefühl sich klarer entwickelt, die Articulation Freiheit und Bestimmtheit gewinnt und das mit Glück versuchte gegenseitige Verständniss den Muth erhöht, werden die erst dunkel eingeschlossenen Theile nach und nach heller und treten in einzelnen Lauten hervor. Mit diesem Gange hat das Mexicanische Verfahren eine gewisse Aehnlichkeit. Es stellt zuerst ein verbundenes Ganzes hin, das formal vollständig und genügend ist; es bezeichnet ausdrücklich das noch nicht individuell Bestimmte als ein unbestimmtes Etwas durch das Pronomen, malt aber nachher dies unbestimmt Gebliebene einzeln aus. Es folgt aus diesem Gange von selbst, dass, da den einverleibten Wörtern die Endungen fehlen, welche sie im selbstständigen Zustande besitzen, man sich dies in der Wirklichkeit der Spracherfindung nicht als ein Abwerfen der Endungen zum Behuf der Einverleibung, sondern als ein Hinzufügen im Zustande der Selbstständigkeit denken muss. Man darf mich darum nicht so misverstehen, als schiene mir deshalb der Mexicanische Sprachbau jenen Uranfängen näher zu liegen. Die Anwendung von Zeitbegriffen auf die Entwicklung einer so ganz im Gebiete der nicht zu berechnenden ursprünglichen Seelenvermögen liegenden menschlichen Eigenthümlichkeit, als die Sprache, hat immer etwas sehr Misliches. Offenbar ist auch die Mexicanische Satzbildung schon eine sehr kunstvoll und oft bearbeitete Zusammenfügung, die von jenen Urbildungen nur den allgemeinen Typus beibehalten hat [...].<sup>38</sup>

Humboldt denkt die hier beschriebene Entwicklung lediglich hypothetisch. Er sucht in den verschiedenen Einzelsprachen die Möglichkeiten, Sätze zu bilden (1.5.2.), und versucht sie historisch zu systematisieren. In *Vom grammatischen Baue* bietet er dafür eine Übersicht, die in Kapitel 4 besprochen wird. Das heißt aber nicht, dass die Rekonstruktion der Entwicklung der von ihm eruierten Satzbildungsverfahren tatsächlich so geschah. Ihre Rekonstruktion dient, wie das generell Fragen nach dem Ursprung einer Sache tun, ihrem besseren Verständnis.

---

<sup>35</sup> ediert von Manfred Ringmacher als erster Band von Humboldts Schriften zur Sprachwissenschaft = Humboldt 1994

<sup>36</sup> VII, 149 Kawi-Einleitung

<sup>37</sup> VII, 149 Kawi-Einleitung

<sup>38</sup> VII, 149 Kawi-Einleitung